

Sabine Gürtler/Gisa Hanusch

Tischgesellschaften und Tischszenen in der Romantik

Gemeinschaft der Menschen soll sein,
oder das Ich soll mitgeteilt werden.

Friedrich Schlegel

– Der Sturm brauste durch die Lüfte, den heranziehenden Winter verkündigend, und trieb die schwarzen Wolken vor sich her, die zischende, prasselnde Ströme von Regen und Hagel hinabschleuderten. Wir werden, sprach, als die Wanduhr sieben schlug, die Obristin von G. zu ihrer Tochter, Angelika geheißen, wir werden heute allein bleiben, das böse Wetter verscheucht die Freunde. Ich wollte nur, daß mein Mann heimkehrte. In dem Augenblick trat der Rittmeister Moritz von R. hinein. Ihm folgte der junge Rechtsgelehrte, der durch seinen geistreichen unerschöpflichen Humor den Zirkel belebte, der sich jeden Donnerstag im Hause des Obristen zu versammeln pflegt, und so war, wie Angelika bemerkte, ein einheimischer Kreis beisammen, der die größere Gesellschaft gern vermissen ließ. – Es war kalt im Saal, die Obristin ließ Feuer im Kamin anschüren und den Teetisch hinanrücken ...

So und ähnlich mögen sich zu *E. T. A. Hoffmanns* Lebzeiten häufig Freunde der geselligen Unterhaltung versammelt haben, um beim Punsch oder nüchterneren Getränken verschiedenen Erzählungen – frei erfundenen, weitergegebenen oder selbst erlebten – zu lauschen, oder auf kunstsinnige Weise diesen und jenen Gegenstand alltäglicher und künstlerischer Erfahrung im gemeinsamen Gespräch mit Witz und Poesie zu betrachten.

I. Caroline mit Arbeit

Eine Generation vorher gelang es in Jena *Caroline Schlegel-Schelling* ab 1797, in ihrem Haus Begeisterte und Begabte, Professoren und Künstler zu Mittagstisch und ganztägiger Produktionsgemeinschaft zu versammeln; heute nennen wir sie die Frühromantiker. Die

Brüder *Wilhelm* und *Friedrich Schlegel* waren dabei mit *Dorothea Veit* aus Berlin, das Ehepaar *Amalie* und *Ludwig Tieck* und *Novalis*, *Josef Schelling* und meist auch die heranwachsende Tochter *Auguste* nebst durchreisenden Verwandten und Bekannten. „Jena scheint mir ein grundgelehrtes, aber doch recht lustiges Wirtshaus zu sein“, schreibt *Caroline* schon 1796, und sie mag ihr Haus in diesem Sinn geführt haben.

Das von den Schlegels herausgegebene Journal ‚Athenäum‘ entstand dort, durchaus als jugendliche Einmischung in die Geschäftigkeiten der benachbarten Dioskuren *Goethe* und *Schiller*. Gegenüber Jena und der Intimität der alltäglichen Tischgemeinschaft – *Friedrich Schlegel* spricht vom „Symexistieren“ – pflegte man im höfischen Weimar geregelte Mittwochskränzchen z. B., vierzehntägig. Für diese abendliche Tafelrunde haben *Schiller* und *Goethe* eine Reihe von „Geselligen Liedern“ geschrieben. Allerdings entwickelten sich die Mittwochskränzchen durch die auch auf diesem Gebiete erfolgreichen Interventionen von *August Kotzebue* zu einer Donnerstagsgesellschaft um ihn, mit den gleichen Ehrendamen, aber ohne die Herren *Goethe* und *Schiller*.

Im Jenaer Treibhaus der Vertraulichkeiten gedeiht der kreative Austausch fast drei Jahre lang, bis in den Herbst 1799. Am Ende des Jahres schreibt *Caroline*: „Es ist ganz prächtig, daß mit unserer Existenz manchmal so plötzliche Umwandlungen vorgehen. So sieht unsere winterliche Geselligkeit ganz anders aus als unsere sommerliche. Es ist wie das, was zurückbleibt, wenn der Wein ins Frieren gekommen ist.“ Die Gemeinschaft um den Tisch ist zerstoßen. Der emphatisch belebte Raum, in dem Freundschaften und Feindschaften glühten, wo von jedem als Selbstverständlichkeit verlangt wurde, daß er ein einzelner sei, er ist verlassen.

Erinnernd akzentuiert *Caroline* die ästhetische Dimension ihrer Tischgesellschaft in einem Brief von 1807: „O wie sind die einst zu Jena in einem kleinen Kreis Versammelten nun über alle Welt zerstreut, und lehren alle Heiden. Mein Kummer ist nur, daß sie alle miteinander nichts mehr dichten – wenigstens hören wir von den Gesängen nichts.“

*Caroline*s Tischgemeinschaft ist kein Einzelfall. Allgemein boten die romantischen Tischgesellschaften den Frauen ein Forum, auf dem sie als *Gastgeberinnen* in Erscheinung traten und den äußerst beschränkten Rahmen ihres häuslichen Lebens überschreiten konnten. Hier waren sie nicht nur die zu belehrende und zu bildende Zielgruppe einer volkspädagogisch engagierten Aufklärung, sondern bekamen mit dem universalen *Bildungsideal* der Frühromantik einen

Ort des Sprechens zugewiesen. In Friedrich Schlegels Fragmentroman „Lucinde“ heißt es:

(Julius) zog allmählich manche vorzügliche Menschen an sich, Lucinde verband und erhielt das Ganze und so entstand eine freie Gesellschaft, oder vielmehr eine große Familie, die sich durch ihre Bildung immer neu blieb. Auch vorzügliche Ausländer erhielten den Zutritt. Julius sprach seltener mit ihnen, aber Lucinde wußte sie gut zu unterhalten; und zwar so, daß ihre groteske Allgemeinheit und ausgebildete Gemeinheit zugleich die andern ergänzte, und weder ein Stillstand noch ein Mißlaut in der geistigen Musik erregt ward, deren Schönheit eben in den harmonischen Mannichfaltigkeiten und Abwechslung bestand. Neben dem großen, ernsten Stil in der Kunst der Geselligkeit sollte auch jede nur reizende Manier und flüchtige Laune ihre Stelle darin finden.

Es wird hier ein gesellschaftliches Begehren artikuliert, in dessen Matrix sich die weibliche Rede eintragen läßt. Literatur und Geselligkeit zwischen den Geschlechtern bilden gleichsam Einfallstore für die aktive Rolle von Frauen bei solchen *Vergesellschaftungsidealen und -formen*. Dabei macht die schöne Literatur nicht allein das entscheidende Arsenal weiblicher Bildung aus, sondern sie bewirkt eine maßgebliche Veränderung der gesellschaftlichen Imagination von Weiblichkeit überhaupt. Dies ist nicht so zu verstehen, daß sich nur die Leitbilder und kulturellen Embleme wandeln, sondern dank der massenhaften Verbreitung und Rezeption literarischer Werke im weiblichen Publikum – das damit zum ersten Male in der abendländischen Geschichte mehr zu lesen bekommt als die Bibel –, geschieht eine buchstäbliche *Einbildung* literarischer Szenarien in den weiblichen Körper, eine Art Beschriftung, die nicht nur die Gefühle und Empfindungen der Frauen, sondern auch die Realitätswahrnehmung und Rollenzuschreibung zwischen den Geschlechtern entscheidend beeinflusste.

Der weibliche Sozialcharakter des Bürgertums, seine subjektive Form, muß also als *Niederschlag literarischer Effekte* gelesen werden. Dieser Niederschlag wird dann in der so entstandenen Realität ‚Frau‘ wiederum idealisiert. Die private Tischgesellschaft, bis hin zum literarischen Salon, erhöht den häuslichen und ehelichen Alltag, einen Alltag, der die geschlechtliche Rollenteilung lange Zeit unberührt lassen wird. Kunst und Profanes kommen ‚an einen Tisch‘; die damit einhergehende *Literarisierung der Geschlechtsdifferenz*, die *Neukodifizierung der Wünsche und Begehrenungen*, leiten eine Art ‚Verweiblichung der Kultur‘ ein. Das gesellschaftliche Leben dient als Leinwand, auf die sich im Zeichen der Frau eine (weibliche) Innerlichkeit projizieren läßt, die dann als Wirklichkeit des sozialen Lebens entziffert und diskursiviert wird.

II. Gesellschaft mit Gelehrten

Die bekannten romantischen Salons zu Beginn des 19. Jahrhunderts samt ihren frühromantischen Vorgängern stehen ganz im Zeichen der Lust an Rede und Text. Damit unterscheiden sie sich von den offiziellen Lesegesellschaften, die einem noch weitgehend ungebildeten deutschen Bürgertum das politische und wirtschaftliche Geschehen durch gemeinsame Lektüre von Zeitungen und Periodika, von gelehrten und moralisch erbaulichen Schriften in sogenannten *Lesekabinetten* (Lesezimmer in öffentlichen Gebäuden) oder *Lesebibliotheken* für geschlossene Gruppen verständlich machen sollte. Damit unterscheiden sie sich erst recht von den verschiedenen *Reformlogen* und geheimen *Korrespondenzgesellschaften*, die als Speerspitze der Aufklärung agitatorische und politisch-praktische Ziele verfolgten, wie etwa die von *Karl Friedrich Bahrdt* 1786/87 gegründete „Deutsche Union“, die ihren paramaurerischen Charakter nach außen hin mit literarischen Lesegesellschaften tarnte.

Solche Vereinigungen konstituierten sich öffentlich oder geheim; jedenfalls gaben sie sich Statute und Regeln, an die sich jedes Mitglied zu halten hatte. Der institutionelle Charakter wurde fast einheitlich unterstrichen durch den teilweise von oben verfügten Ausschluß von Frauen, bis auf einige speziell für das weibliche Geschlecht gegründete halböffentliche Bildungszirkel zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die romantische Tischgesellschaft hingegen war weder öffentlich noch geheim, gab sich keine Verfassung, zentrierte sich um einen mehr oder weniger variablen Zeitpunkt, eine freundschaftlich oder zufällig entstandene Personengruppe, die keine genauen Konturen und Ausschlüsse aufwies und sich in privaten Räumen um einen Tisch herum zum Lesen und Sprechen versammelte. Galt in den Lesegesellschaften eine ausufernde Lektüre von Romanen als verpönt, weil sie das Gemüt allzusehr zu „Empfindelei“ verführe und in gefährliche, unkontrollierbare Erregung versetze, ja die Seele vom Nützlichen und Praktischen des Tagesgeschäftes ablenke, so ist im Gegenteil dazu die Lesung schöner Literatur und das Gespräch darüber privilegiertes Ziel der privaten Zusammenkünfte.

Die Lesegesellschaften und -kabinette verfügten hingegen über niedergeschriebene Gesetze zur *Lektüreauswahl* und zur Verfassung von *Leselisten*. Ihre Bemühungen galten vor allem der Kenntnisnahme moralischer, staatsrechtlicher und philosophischer Schriften. Sie begriffen sich selbst als aktiven Teil des politischen Gemeinwesens, und der in den Zusammenkünften gepflegte Umgang sollte eine

Art gesellschaftlicher Erziehung der Bürger gewährleisten. Im Zeichen des „Ausgangs des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Kant) waren Selbstbestimmung, nützliche Tätigkeit und Befreiung von Vorurteilen die gesetzten Ziele und Zwecke. Dabei galten die Vereinigungen auch dem Abbau ständischer Schranken, die im Deutschland des 18. Jahrhunderts viel stärker als in Frankreich allen kulturellen Verkehr behinderten. Das stolze Bewußtsein der Gründer, im Namen des Staates für eine der Aufklärung angemessenen Mischung unter den Ständen zu sorgen, und als Bestandteil einer ‚guten Polizey‘ die Partizipation des Bürgers am wissenschaftlichen, kulturellen und politischen Leben des Staates zu fördern, wurde durch die Zensurmaßnahmen in der Folge der französischen Revolution jäh erschüttert. Ab sofort mußten viele Gesellschaften *Lektüreverzeichnisse* vorlegen, der Versammlungsort wurde ihnen teilweise vorgeschrieben, ein Anschluß an öffentliche Einrichtungen von der Obrigkeit gefordert.

Die Fürsten diverser deutscher Kleinstaaten monierten, daß nicht alle Mitglieder der Lesegesellschaften als „eigentliche Gelehrte“ anzusehen waren; politischer Mißbrauch der Zusammenkünfte in einem unterstellten staatsfreien Raum wurde befürchtet. Die schärfste Verurteilung erfuhren gerade die Vereinigungen, die sich gar keinen offiziell politischen Zweck gesetzt hatten, sondern sich nur um des Vergnügens willen trafen. Offensichtlich erschienen sie als am wenigsten kontrollierbar. In den *hannoverschen Zensurgesetzen* von 1783 heißt es, durch die Lesegesellschaften würde das Volk von „irreligiösen, aufrührerischen und sittenverderblichen Büchern und Schriften“ verhetzt. Im Rahmen der *Illuminatenverfolgung* in Bayern wurden 1786 dort alle Lesegesellschaften verboten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren sie in ganz Deutschland entweder durch staatliche Verfügung aufgelöst oder mit strengen Aufsichtsverordnungen belegt.

III. Preußen ohne Freiheit und Seele

Eher staatsbildend als staatsgefährdend erwiesen sich die Berliner *Tugend-* und *Tischgesellschaften* des preußischen Adels, in denen sich verabschiedete Offiziere und Beamte Anfang des 19. Jahrhunderts zusammenfanden und allerlei planten, z. B. die Volkserhebung gegen die französischen Belastungen. „Der Unwille gegen die

Fremdlingsherrschaft, ein an sich notwendiges, ja lobenswertes Gefühl, verbunden mit der schmerzenden Unmöglichkeit, unmittelbar Befehle von dem fernen, unaussprechlich geliebten Landesvater zu empfangen, hatte allerlei geheime Verbündungen erzeugt, die sich naturgemäß mehr und mehr untereinander verzweigten“, schreibt *Friedrich de la Motte Fouqué*.

Man könnte mit *Theodor Fontanes* „Vor dem Sturm“ als Führer in den Mundtschen Weinkeller an der Spree hinab- und in manche Studentenzimmer bei mehr oder weniger resoluten Wirtinnen hinaufsteigen, um den Ton der Begeisterung aufzufangen, der in diesen die vaterländische Dichtung liebenden Gemeinschaften Ausdruck fand. „Kastalia“ heißt die Vereinigung der jugendlichen Helden bei Fontane, nach der Quelle am Fuße des Parnas, wo die Musen wohnen.

Man könnte aber auch von männlichen Tafelrunden zur Erneuerung und Glorifizierung nationaler Interessen sprechen und die „Christlich-Teutsche Tischgesellschaft“ als Beispiel nennen, die *Achim Arnim* mit dem Kleist-Freund *Adam Müller* gründete, um antinapoleonischen Patriotismus und Opposition gegen das staatliche Reformwerk zu fördern.

Als literarisches Dokument des tagespolitisch-aufrührerischen Engagements der Poeten sei eine Tischszene aus der „Hermannsschlacht“ von *Heinrich Kleist* erwähnt, die er 1808 in Dresden schrieb. Sie war als „Geschenk für die Deutschen berechnet“, für die Erhebung Österreichs gegen Napoleon:

Hermann läßt sich mit Wolf, Thuiskomar, Dagobert und Selgar vor einer Jagdhütte an einem *steinernen Tisch* nieder, um Kriegspläne zu besprechen und mit listigen Reden die zaudernden Fürsten zu überreden. Eine zentrale Szene, weil es hier um den totalen Krieg gegen die Römer geht, ein Krieg, der den Verkauf allen Besitzes, das ‚Schmelzen‘ der Juwelen, die Verheerung der Fluren, das Erschlagen der Herden und das Verbrennen der Dorfplätze erfordern wird. Die Fürsten zögern, denn „das ist es ja, was wir in diesem Krieg verteidigen wollen!“ Hermann steht vom Tisch auf: „Nun denn, ich glaubte, Eure Freiheit wärs.“ Das steinerne Möbelstück wird man im Falle eines Falles den Römern überlassen müssen.

Die Unordnung in der Welt führt in Kleists Szene zum emphatischen Begriff „Freiheit“, bei einer Tischgesellschaft in Fouqués „Undine“ heißt er „Seele“. Die Märchenerzählung nimmt die Liebes- und Leidensgeschichte von Undine, Huldbrand und Bertalda zum Thema.

Väterliche Wünsche und Machenschaften bestimmen das Schick-

sal des jungen zarten Wasserweibes Undine. Ein mittelmeerischer Wasserfürst ist der Vater, der für sein einziges Kind Undine eine unsterbliche Seele wünscht. Der Oheim Kühleborn, ein mächtiger Wassergeist im Bereich der Donau, sowie der menschliche Pflegevater, ein frommer Fischer, und ein Undine in Vaterliebe zugetaner Priester, Pater Heilmann, leiten das wundersame Meerfräulein vor der Vollendung des 18. Lebensjahres in die Arme eines edlen Ritters, Huldbrand von der schwäbischen Burg Ringstetten: Erst in der hochzeitlichen Liebesnacht kann Undine eine menschliche Seele gewinnen, die aus dem launischen Mädchen umgehend ein treues Hausmütterchen macht, das in dankbarer Ergebenheit an seinem Huldbrand hängt.

Bertalda, die durch Kühleborns Machenschaften verlorene Tochter der frommen Fischersleute, entwickelt sich als Pflege Tochter eines Herzogpaares zum hochmütigen Fräulein, das Huldbrand vor seiner wunderbaren Hochzeit zur Liebesprobe in eben den geheimnisvollen Wald schickt, in dem die seltsame Verbindung von Mensch und Meerfräulein geschieht. Mit Schmerzen muß Bertalda den Geliebten als Ehemann wiedersehen, und die beiden Rivalinnen beginnen eine von Klugheit und Neigung gespeiste Freundschaft.

Zu Bertaldas Namenstag arrangiert Undine eine Tischgesellschaft als öffentliches Ereignis, mit vornehmen Gästen und dem Volk, das zuschaut. Das Fest beginnt erwartungsfroh.

Die Gesellschaft saß bei Tafel, Bertalda mit Kleinodien und Blumen, den mannigfachen Geschenken ihrer Pflegeeltern und Freunde geschmückt wie eine Frühlingsgöttin obenan, zu ihrer Seite Undine und Huldbrand. Als das reiche Mahl zu Ende ging und man den Nachtsche auftrug, blieben die Türen offen; nach alter guter Sitte in deutschen Landen, damit auch das Volk zusehen könne und sich an der Lustigkeit der Herrschaften mit freuen. Bediente trugen Wein und Kuchen unter den Zuschauern herum.

Nach dem Festmahl überreichte Undine ihr besonderes Geschenk: sie enthüllt in einem Lied Bertaldas wahre Herkunft, daß diese die verschwundene Tochter der einfachen Fischer sei – die armen Eltern werden als ahnungslose Zuschauer von ihrem plötzlichen Auftritt überrascht und mit einer entsetzten Bertalda konfrontiert, die das gelüftete Geheimnis nicht annehmen kann, sondern die ganze Tischszene als Demütigung erlebt „vor Huldbranden und der ganzen Welt“.

Huldbrand steckt in doppelter Verstrickung: die Verlockung der guten, empfindsamen Undine und die Begehungen der bedrängten, fordernden Bertalda umgeben ihn. Bertalda kämpft um ihren sozia-

len Status, während Undine für die Seele und die Familienbande die gebotenen Konventionen überschreitet:

„Hast du denn eine Seele? Hast du wirklich eine Seele, Bertalda?“ schrie sie einige Male in ihre zürnende Freundin hinein, als wolle sie sie aus einem plötzlichen Wahnsinn oder einem tollmachenden Nachtgesichte gewaltsam zur Besinnung bringen. Als aber Bertalda nur immer noch ungestümer wütete, als die verstoßenen Eltern laut zu heulen anfangen und die Gesellschaft sich streitend und eifernd in verschiedene Parteien teilte, erbat sie sich mit einem Male so würdig und ernst die Freiheit, in den Zimmern ihres Mannes zu reden, daß alles um sie her wie auf einen Wink stille ward. Sie trat darauf an das obere Ende des Tisches, wo Bertalda gegessen hatte, demütig und stolz, und sprach, während sich aller Augen unverwandt auf sie richteten, folgendergestalt: „Ihr Leute, die ihr so feindlich ausseht und so zerstört und mir mein liebes Fest so grimm zerreißt, ach Gott, ich wußte von euren törichten Sitten und eurer harten Sinnesweise nichts und werde mich wohl mein lebelang nicht dreinfinden. Daß ich alles verkehrt angefangen habe, liegt nicht an mir; glaubt nur, es liegt einzig an euch, so wenig es euch auch danach aussehen mag.“

Das rührende Ideal vom guten Menschen, vom guten Leben, hält der Wirklichkeit nicht stand, die Unglücke nehmen in der Geschichte ihren Lauf, mögen sie nun „Gottes Gericht“ oder „Elementargesetzen“ folgen, oder beiden zugleich? Die Trauer über die Unmöglichkeit, selig zu leben – „Wie alles seelig ist dem, in welchem treue Seele lebt“ –, diese Trauer wird in der Vision der „Undine“ zauberhaft sichtbar.

IV. Teegesellschaft mit unheimlichem Gast

Die literarische Verkörperung des romantischen Geselligkeitsideals findet sich im Rahmenteil der Erzählungssammlung „Die Serapionsbrüder“ von E. T. A. Hoffmann. Die fiktive, eigentlich nicht als direktes Portrait von Hoffmanns Freundeskreis zu verstehende Zusammenkunft der Teilnehmer (Theodor, Ottmar, Cyprianus, Lothar und Vinzenz) verdankt sich einer herzlichen Freundschaft. Ort und Zeit sind zwar abgesprochen als Mindestvoraussetzung für jedes verbindliche Treffen, aber in der Gesprächsrunde gelten sonst keine Regeln und Hierarchien. Geleitet wird die Tafelrunde nur durch das gemeinsame Interesse an der Kunst und am poetischen Charakter des Lebens selbst. Die Praxis der *Einrahmung* literarischer Erzählungen durch die Gespräche und Kommentare einer Tischgesellschaft lehnt

sich an das damals populäre Modell von Ludwig Tiecks Märchensammlung „Phantasia“ an. Der Typ der Rahmenbildung, etwa Wielands „Hexameron von Rosenhain“ (1805) oder Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ (1795), nimmt sein Vorbild am „Decamerone“ von Boccaccio (1350–55). Bei diesem und bei Goethe sind es Kriege und Epidemien, die eine Gruppe von Leuten zu einer Art „Notgemeinschaft“ zusammentreiben. Für Wieland, Tieck und Hoffmann gilt, daß die Zusammensetzung der kleinen Gesellschaft allein durch das Bedürfnis nach geselliger Unterhaltung bestimmt ist.

Die erzählte Geschichte, teilweise frei vorgetragen, teilweise vom Manuskript abgelesen, manchmal erfunden, manchmal ‚wirklich erlebt‘, häufig während des Gesprächs einem spontanen Einfall oder einer Erinnerung geschuldet, andermal schon für ein Treffen sorgfältig vorbereitet, geht in Hoffmanns Werken die eigentümlichsten Beziehungen zum Geschehen innerhalb der Tischgesellschaft ein. Finden sich im „unheimlichen Gast“ zu Anfang die Obristin, ihre Tochter Angelika, deren Gesellschafterin Marguerite, der Rittmeister Moritz von R. und der junge Rechtsgelehrte Dagobert am Teetisch zusammen, um, angeregt durch das Brausen des Sturmes und das „gespenstische Liedlein“ der Teemaschine, allerlei unheimliche Geschichten und Begebenheiten zum Besten zu geben, so verknüpfen sich wenig später ‚mit einem Schlag‘ drei unterschiedliche Realitätsebenen:

1. in der Erzählung von Moritz, einem Bericht aus seinem letzten Feldzug, wird von einem „gewaltigen Schlag“ als Folge einer Geisterbeschwörung berichtet. Die Erzählung ist aber im gleichen Moment unterbrochen, weil

2. die Türe des Saals, in dem die oben Genannten zusammensitzen, „mit dröhnendem Gerassel aufspringt“, um, wie wir erst später erfahren, einen schwarz gekleideten Mann eintreten zu lassen. Doch im Text erfolgt ein Absatz, und es heißt daraufhin:

3. „– Sowie Ottmar diese Worte las, sprang auch die Türe des Gartensaals wirklich [sic! d. V.] dröhnend auf, und die Freunde erblickten eine dunkle verhüllte Gestalt, die sich langsam mit unhörbaren Geisterschritten nahte.“

Wir sind also, buchstäblich mit einem Schlag, auf der Erzählebene der Serapionsbrüder angekommen.

Die dunkel Gestalt entpuppt sich als Cyprianus, der, auf der Suche nach seinen Freunden, eher durch Zufall am Gartenhäuschen vorbeikommt, eine wohlbekannte Stimme hört, und durchs Fenster schauend die Gesuchten erblickt. Da er den „Unheimlichen Gast“ kennt, wartet er eine entsprechende Stelle ab, um auf möglichst dramatische

Weise in der Runde zu erscheinen. Die Rahmenhandlung des Teezirkels, in dem die verschiedenen unheimlichen Begebenheiten und Erlebnisse berichtet werden, erweist sich als Teil einer Lesung innerhalb einer zweiten Einrahmung, die nun mit wenigen Kunstgriffen als die realere erscheint. Mit einer Zeichnung ließe sich das folgendermaßen schematisieren:

Schauplatz:	Realitätsebene:	akustische Achse:
Geisterbeschwörung Saal		*„gewaltiger Schlag“ *Erzählung Moritz' („dröhnendes Gerassel der aufspringenden Tür“)
Gartensaal		*Lesung Ottmars („dröhnend“ springt die Tür auf)

Der Teezirkel, die gleichsam potenzierte Tischgesellschaft der Serapionsbrüder, verweist in einer Art poetischer Dekonstruktion auf die Fiktionalität alles Erzählten überhaupt. Der romantisch-realistische Schriftsteller Hoffmann demonstriert, daß es beim Erzählen *nicht* um die Repräsentation vorgegebener Wirklichkeiten gehen kann.

Die Serapionsbrüder lesen nach gebührender Begrüßung ihres neu hinzugekommenen Freundes Cyprian weiter, der Teezirkel der Obistin ist durch das Erscheinen des unheimlichen Gastes (des schwarz gekleideten Mannes) unterbrochen und aufgelöst. Keine weiteren Geschichten und Erinnerungen mehr, nur der unheimliche, sich überstürzende, aber zuletzt glücklich endende Fortgang der Handlung bestimmt den Rest der Erzählung. Hat sich auf der Realitätsebene der Serapionsbrüder das Unheimliche – die Erscheinung der dunklen verhüllten Gestalt – ins Vertraute, Alltägliche des guten Freundes verwandelt, der sich nur einen wilden Scherz erlauben wollte, so gleitet auf der Realitätsebene des Teezirkels das Unheimliche der Erzählung – der Schlag bei der Geisterbeschwörung – in die Wirklichkeit der am Kamin Versammelten hinüber. Das gleichzeitige Rasseln der aufspringenden Tür steht für die Präsenz des Unheimlichen im Vertrauten, Heimlichen, die *Sigmund Freud* gerade an Hoffmanns Literatur psychoanalytisch plausibel machen konnte. Die Wirkung des Berichts grauenvoller Begebenheiten auf die Realität der Zuhörer war zuvor Gesprächsgegenstand der Teerunde gewesen. Die Art der Verschachtelung, d. h. die Einbettung des Teezirkels in

die Tischgesellschaft der Serapionsbrüder, läßt aber nicht auf eine Hierarchisierung der beiden Alternativen: Auflösung des Unheimlichen in der vertrauten Realität versus Affizierung der vertrauten Realität mit dem Unheimlichen rückschließen. Die Mitglieder des Teezirkels versuchen, sich über den Charakter unheimlicher Gefühle und Phänomene Klarheit zu verschaffen, und dabei kommen so manche Thesen gegeneinander zu stehen: während die Obristin alles „kindische Grauen“ auf Fehler der Erwachsenen bei der Erziehung der Kinder zurückführt („vielmehr rechne ich es den Ammenmärchen und tollen Spukgeschichten zu, mit denen uns in der frühesten Jugend unsere Wärterinnen überschütteten“), leitet Dagobert die Gefühle der Unheimlichkeit ‚naturphilosophisch‘ ab: „Strafe der Mutter“ Natur für den Abfall der Menschen, für die Entartung der Gattung:

Ich meine, daß in jener goldenen Zeit, als unser Geschlecht noch im innigsten Einklange mit der ganzen Natur lebte, kein Grauen, kein Entsetzen uns verstörte, eben weil es in dem tiefsten Frieden, in der seligsten Harmonie alles Seins keinen Feind gab, der dergleichen über uns bringen konnte.

Der Leser als guter Beobachter der Runde weiß es besser: aus den Begehrungen und Verkennungen, und vor allem aus den *Leidenschaften der Liebe* entspringt jene „Epidemie“ des Unheimlichen, die das Feld aller menschlichen und besonders der zwischengeschlechtlichen Beziehungen gleichsam ‚magnetisch‘ durchkreuzt:

Angelika stand auf, ihr entfiel das Tuch, Moritz bückte sich schnell danach und überreichte es dem Fräulein. Sie ließ den seelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihm ruhen, er ergriff ihre Hand und drückte sie mit Inbrunst an die Lippen. In demselben Augenblicke zitterte Marguerite, wie berührt von einem elektrischen Schlag [sic! d. V.], heftig zusammen und ließ das Glas Punsch, das sie soeben eingeschenkt und Dagobert darreichen wollte, auf den Boden fallen, daß es in tausend Stücke zerklirrte.

Von der Macht solch „fremder psychischer Einflüsse“ muß sich die Teegesellschaft, die einem der – ja selbst erfundenen – Serapionsbrüder zufolge in nachträglicher Wertung „für lebendig gelten“ mag, durch den schrecklichen Fortgang der Geschichte überzeugen lassen, bis sie, nach überstandenen Nöten und Schrecknissen, diesmal in Frieden und nur umsummt von den „artigen Hausgeistern“ in der Teemaschine, beim Punsch wieder vereint zusammensitzen kann.

V. Familie mit und ohne Harmonie

Eine Tischszene ganz anderer Art, aber vom Gang der Erzählung her mit ähnlicher implizierter Schlußfolgerung, finden wir in Hoffmanns Nachtstück „Der Sandmann“. Aus einem Brief Nathanaels, des Helden der Geschichte, an seinen Freund Lothar, erfahren wir genaueres über Nathanaels frühere, kindliche Alltags- und Familienwelt:

Außer dem Mittagessen sahen wir, ich und mein Geschwister, tagsüber den Vater wenig. Er mochte mit seinem Dienst viel beschäftigt sein. Nach dem Abendessen, das alter Sitte gemäß schon um sieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und setzten uns um einen runden Tisch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geschichten und geriet darüber so in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier haltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptspaß war.

Der *runde Tisch* symbolisiert die Einheit und Selbstgenügsamkeit des trauten Familienkreises, seine vollständige und in sich abgeschlossene Harmonie, die später vom „Sandmann“ so grausam zerstört werden soll. Doch hier ist die Welt des zutiefst Vertrauten noch unverletzt, im Vordergrund steht das ungestörte Genießen und die Freude am wechselseitigen Geben und Nehmen (Geschichten erzählen, Pfeife anzünden), am friedvollen Austausch der Wünsche und Gaben. Aber durch die Präsenz einer drohenden Ankunft soll diese kleine Welt gestört und erschüttert werden:

Oft gab (der Vater) uns aber Bilderbücher in die Hände, saß stumm und starr in seinem Lehnstuhl und blies starke Dampfvolken von sich, daß wir alle wie im Nebel schwammen. An solchen Abenden war die Mutter sehr traurig und kaum schlug die Uhr neun, so sprach sie: ‚Nun Kinder! – zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk es schon.‘ Wirklich hörte ich dann jedesmal etwas schweren langsamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann sein. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern besonders graulich; ich frug die Mutter, indem sie uns fortführte: ‚Ei Mama! wer ist denn der böse Sandmann, der uns immer von Papa fortreibt? – wie sieht er denn aus?‘ – ‚Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind‘, erwiderte die Mutter: ‚wenn ich sage, der Sandmann kommt, so will das nur heißen, ihr seid schläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man euch Sand hineingestreut.‘ – Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindischen Gemüt entfaltete sich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verleugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten sollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen.

Einige Zeit später, als Nathanael der Realität des „Sandmannes“ auf den Grund gehen möchte und ihn und den Vater bei alchymistischen Experimenten belauscht, erkennt er ihn als den alten Advokaten Coppelius, der schon früher bei der Familie zu Tisch gebeten war und sich als bösertiger Störer aller kindlichen Lust erwiesen hatte:

... vor allem waren uns Kindern seine großen knotigten, haarigten Fäuste zuwider, so daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt und nun war es seine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen, oder eine süße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter diesem, oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Tränen in den Augen, die Näscheri, der wir uns erfreuen sollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abscheu. Ebenso machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein klein Gläschen süßen Weins eingeschenkt hatte. Dann fuhr er schnell mit der Faust herüber, oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teuflisch, wenn wir unsern Ärger nur leise schluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Bestien zu nennen; wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünschten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Absicht auch die kleinste Freude verdarb.

Die Mutter schien ebenso, wie wir, den widerwärtigen Coppelius zu hassen; denn sowie er sich zeigte, war ihr Frohsinn, ihr heiteres unbefangenes Wesen umgewandelt in traurigen, düstern Ernst. Der Vater betrug sich gegen ihn, als sei er ein höheres Wesen, dessen Unarten man dulden und das man auf jede Weise bei guter Laune erhalten müsse. Er durfte nur leise andeuten und Lieblingsgerichte wurden gekocht und seltene Weine kredenzt“.

War durch ihre verleugnenden Worte zur Existenz des „Sandmannes“ die Mutter ungläubwürdig geworden, so verliert bei dieser Tischszene der Vater das kindliche Vertrauen, da er die Mutter betrübt, sich in der Hochachtung des ungeliebten Gastes mit ihr entzweit hat, und nun plötzlich als schwächlich und machtlos dasteht, unfähig, ihr Genießen und das der Kinder, die schöne Geselligkeit der Familie vor dem Angreifer zu schützen.

VI. Königliche Tafelrunde mit Kater

Ums kulinarische Genießen an einer königlichen Tafelrunde geht es bei Ludwig Tiecks Literaturkomödie „Der gestiefelte Kater“. Hat doch der König eines kleinen deutschen Fürstentums, immer auf gute

Küche bedacht, soeben vom Kater ein Kaninchen als Geschenk erhalten. Dieser, sich als Gesandter eines Grafen von Carabas ausgebend, möchte in dessen Namen Heiratsverhandlungen um die Tochter des Königs aufnehmen. Nun wird an die „große ausgerüstete Tafel“ gebeten. Zugegen ist auch der Narr, um „dummes Zeug bei Tische“ zu reden, sowie der Hofgelehrte, um daselbst „einen vernünftigen Diskurs“ zu führen. Beides soll, wie der König bei Gelegenheit erläutert, ihm „nur die Zeit vertreiben und machen, daß (ihm) das Essen gut schmeckt“. Denn dem König mundet „kein Bissen, wenn nicht auch der Geist einige Nahrung hat“. Und weil er „auf der Welt nichts lieber hören (mag), als so große Nummern – Millionen, Trillionen –“, kommt das Gespräch vorwiegend auf solche Gegenstände, die *Kant* in seiner „Analytik des Erhabenen“ von 1790 abgehandelt hat, z. B. die Dimensionen des Weltalls:

KÖNIG: Wie weit ist die Sonne von der Erde?

LEANDER: Zweimal hunderttausend, fünfundsiebzig und ein Viertel Meile, fünfzehn auf einen Grad gerechnet.

KÖNIG: Und der Umkreis, den die Planeten so insgesamt durchlaufen?

LEANDER: Wenn man rechnet, was jeder einzelne laufen muß, so kommen in der Total-Summa etwas mehr als tausend Millionen Meilen heraus.

KÖNIG: Tausend Millionen! – Man sagt schon, um sich zu verwundern: ei der Tausend! und nun gar tausend Millionen! Ich mag auf der Welt nichts lieber hören, als so große Nummern – Millionen, Trillionen – da hat man doch dran zu denken.

Gerät der König, dem es von der Höhe der Zahlen im Kopf angenehm schwindlig wird, an die Grenze seiner Vorstellungskraft, so weiß der Hofgelehrte: „Der menschliche Geist wächst mit den Zahlen“, wofür er selbst ja der lebende Beweis ist. Der Narr hingegen nimmt eine materialistischere Position ein: „Ihro Majestät, das ist eine kuriose Erhabenheit, davon krieg ich noch weniger in den Kopf als in den Magen; mir kommt die Schüssel mit Reis hier viel erhabener vor.“

Auf dem Höhepunkt des Tischgespräches geht es um den Superlativ aller Superlative:

KÖNIG: Sagt mal geschwind die höchste Zahl.

LEANDER: Es gibt gar keine höchste, weil man zur höchsten noch immer wieder eine neue hinzufügen kann; der menschliche Geist kennt hier gar keine Einschränkung.

KÖNIG: Es ist doch aber wahrhaftig ein wunderliches Ding um diesen menschlichen Geist.

HINZE: Es muß dir hier sauer werden, ein Narr zu sein.

HANSWURST: Man kann gar nichts Neues aufbringen, es arbeiten zu viele in dem Fache.

Karikiert Tieck mit diesen 1797 veröffentlichten Szenen zum einen das preußische Königtum, das etwa, wie Friedrich Wilhelm I., die eigene militärische Macht mit der Körpergröße seiner langen Kerls verwechselte, ebenso wie die ornamentale Art, mit der sich die ungebildeten deutschen Adligen mit Künstlern und Literaten zu umgeben pflegten, so wird andererseits Kants Bewertung des menschlichen Geistes von Tieck einer satirischen Kommentierung unterzogen. Im Gegensatz zum Schönen enthält das Wohlgefallen am Erhabenen nach Kant „nicht sowohl positive Lust als vielmehr Bewunderung oder Achtung . . . , d. i. negative Lust . . .“, da es hier um die reine Quantität oder die „Unbegrenztheit“ eines formlosen Gegenstandes geht. Genau dieser Affekt aber beschleicht den König ob der Unendlichkeit des Weltalls: „Denkt nur, Kinder denkt! – Sollte man meinen, daß das Ding von Welt so große sein könnte? Aber wie das den Geist beschäftigt!“ Kant affirmierend, macht der Narr auf den relativen Charakter alles Zählens im Angesicht des schlechthin Großen aufmerksam: „Bei solch ungeheuren Zahlen kann man gar nichts denken, denn die höchste Zahl wird ja am Ende wieder die kleinste.“ Denn in seinen Ausführungen über das Mathematisch-Erhabene schreibt Kant, „daß alle Größenbestimmungen der Erscheinungen schlechterdings keinen absoluten Begriff von einer Größe, sondern allemal nur einen Vergleichungsbegriff liefern können.“ Allerdings zieht der Narr Hanswurst andere Schlußfolgerungen: „Man darf sich ja nur alle Zahlen denken, die es geben kann. Wir können nicht leicht, ohne uns zu verirren, bis fünf zählen.“ Im Gegensatz zu Kant betont er also die *Unterlegenheit* des menschlichen Geistes, wobei er, zumindest was den königlichen Hof betrifft, Recht behalten soll: der kann nämlich angesichts des miauenden, schnurrenden und kratzenden Gesandten nicht bis fünf zählen – also erkennen, daß es sich um eine Katze handelt. Kant hingegen, hierin einig mit dem Hofgelehrten, unterstreicht die *Überlegenheit* des menschlichen Geistes über den natürlichen Gegenstand der Betrachtung: nur der „Gebrauch, den die Urteilskraft von gewissen Gegenständen (macht), . . . nicht aber der Gegenstand der Sinne, ist schlechthin groß“, insofern also nur die „Geistesstimmung, . . . nicht aber das Objekt erhaben zu nennen“ ist. Das Erhabene ist nicht etwa das Universum, als Naturegegenstand, sondern der hier unbeschränkte Geist. Daß aber, wie der Gelehrte auch weiß, „der menschliche Geist . . . mit den Zahlen wächst“, dafür steht Kants Überzeugung, daß beim Mathematisch-Erhabenen die erfahrene „Unangemessenheit unseres Vermögens der Größenschätzung der Dinge der Sinnenwelt“ gleichwohl das „Gefühl eines übersinnlichen

Vermögens in uns“ hervorrufen wird. Ein Wohlgefallen bei der Betrachtung unendlich großer Naturgegenstände gilt folglich nicht dem Objekt, sondern „der Erweiterung der Einbildungskraft an sich selbst“. Dieses Wohlgefallen ist es, das den kulinarisch und geistig interessierten König zu solch überschwänglichen Tischgesprächen verleitet.

VII. Tischrunde mit Initiationen

Im unvollendeten Roman „Heinrich von Ofterdingen“ von Friedrich von Hardenberg (Novalis) finden wir gleich eine ganze Reihe von Tischszenen. Heinrich ist mit seiner Mutter auf der Reise zum Großvater, eine Reise, die ihn mit der Liebe und seiner Berufung als Dichter vertraut machen wird. Sie haben sich Kaufleuten angeschlossen, die unterwegs von einem alten Kriegsmann ins Schloß eingeladen werden. Der Schloßherr kennt „außer dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib (. . .), als den gefüllten Becher . . . Die Kaufleute und Heinrich mußten sich an die lustige Tafel setzen, wo der Becher tapfer umherging.“ Nun werden ehemalige Kriegabenteurer erzählt, von Kreuzzügen und Heldentaten der Christen bei den Versuchen zur Wiedergewinnung des Heiligen Grabes. Heinrich, plötzlich selbst ganz erfüllt von Kriegsbegeisterung, küßt ein sarazenisches Schwert, das der Schloßherr einem ‚Heiden‘ geraubt hat, „nachdem er sein Kastell erobert, ihn getötet, und seine Frau und Kinder zu Gefangenen gemacht“ hatte. Berührt von Heinrichs Anteilnahme, muntern ihn die Tischgesellen auf, doch selbst an den Kreuzzügen teilzunehmen, und der Gastgeber macht ihn darauf aufmerksam, daß es schöne Frauen zu erbeuten gebe, so wie die schöne Morgenländerin, die er aus seinem Kriegszug nach Hause gebracht hat. Heinrich schwelgt bei einem Spaziergang noch ganz im Zeichen des Kreuzes, da trifft er vor dem Schlosse die erwähnte Sarazenin, die ihm die Kreuzzüge aus der Perspektive ihrer Landsleute darstellt. Sie warnt Heinrich:

Glaubt ja nicht, was man euch von den Grausamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends wurden Gefangene großmütiger behandelt, und auch eure Pilger nach Jerusalem wurden mit Gastfreundschaft aufgenommen, nur daß sie selten derselben wert waren. Die meisten waren nichtsnutzige, böse Menschen, die ihre Wallfahrten mit Bubenstückchen bezeichneten, und

dadurch freilich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig hätten die Christen das Heilige Grab besuchen können, ohne nötig zu haben, einen fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der alle erbittert, unendliches Elend verbreitet, und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Besitzers? Unsere Fürsten ehrten andachtsvoll das Grab eures Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten; und wie schön hätte sein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverständnisses, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündnisse werden können.

So eindringlich belehrt, setzt Heinrich die Reise fort, um in einem Wirtshause von einem alten Bergmann in die Geheimnisse des Bergbaus eingeweiht zu werden. Die Begegnung ist ganz zufällig:

Unsere Reisenden gesellten sich zu (den Trinkgästen), und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen.

Die dritte Tischszene spielt im Hause des Großvaters, wo der glücklich angekommene Heinrich den Dichter Klingsohr kennenlernt, der sein großes Vorbild werden soll. Die „Zurüstungen zum Abendessen“ sind im Gange, und bevor die Schüsseln auf den Tisch kommen, wird noch ein Paar Runden getanzt. Dann setzt sich Heinrich mit Mathilden, der Tochter des Dichters, und ihrer Freundin Veronika zusammen an den Tisch; alle lachen, plaudern, sind vergnügt:

Die Musik verscheuchte die Zurückhaltung, und reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Die Blumenkörbe dufteten in voller Pracht auf dem Tische, und der Wein schlich zwischen den Schüsseln und Blumen umher, schüttelte seine goldnen Flügel und stellte bunte Tapeten zwischen die Welt und die Gäste. Heinrich begriff erst jetzt, was ein Fest sei . . . Der Lebensgenuß stand wie ein klingender Baum voll goldner Früchte vor ihm. Das Übel ließ sich nicht sehen, und es dünkte ihm unmöglich, daß je die menschliche Neigung von diesem Baume zu der gefährlichen Frucht der Erkenntnis, zum Baume des Krieges sich gewendet haben sollte. Er verstand nun den Wein und die Speisen. Sie schmeckten ihm überaus köstlich. Ein himmlisches Öl würzte sie ihm, und aus dem Becher funkelten die Herrlichkeiten des irdischen Lebens.

Drei *Initiationen* erfährt der werdende Dichter, alle drei ausgehend von einer fröhlichen, weinbegeisterten Tischrunde:

- in die Möglichkeit der Verkennung beim Urteilen über Gut und Böse („Baum des Krieges“),
- in die Geheimnisse des Bergbaus,
- in die Liebe und den Genuß (die goldenen Früchte des „klingenden“ Baumes).

VIII. Nachlese

Zum Schluß kommen zwei Erben der literarischen Romantik mit Tischbemerkungen zu Wort: *Georg Büchner* und *Heinrich Heine*. „Des Bauern Schweiß ist das Salz auf dem Tische der Vornehmen“, schreibt Büchner im Agitations-Jargon der Französischen Revolution 45 Jahre nach ihrem Beginn. Im hessischen Butzbach finden die Traditionen der deutschen patriotischen Vereinigungen in Tischgesellschaften und der radikal antibürgerlichen Lebensentwürfe der Jenaer Frühromantiker in der Parole „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ zusammen.

Mit Heine kehrt die Gesellschaft an den Teetisch zurück; sie hat sich verändert:

Sie saßen und tranken am Teetisch
und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
der dürre Hofrat sprach.
Die Hofrätin lächelt ironisch,
und dennoch seufzet sie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
sie schadet sonst der Gesundheit,
Das Fräulein lispelt: Wieso?

Die Gräfin spricht wehmütig:
Die Liebe ist eine Passion!
Und präsentiert gütig
die Tasse dem Herren Baron.

Am Tische war noch ein Plätzchen;
mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
von deiner Liebe erzählt.

Literatur

- Georg Büchner: Lenz. Der Hessische Landbote, Stuttgart 1983
Begegnung mit Caroline. Briefe von Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling,
hg. von S. Damm, Leipzig 1979
Friedrich de la Motte Fouqué: Undine, Stuttgart 1983

- Heinrich Heine: Sämtliche Schriften, hg. von K. Briegleb, München 1976, Bd. I
- E. T. A. Hoffmann: Der unheimliche Gast und andere phantastische Erzählungen, hg. von R. R. Wuthenow, Frankfurt/M. 1977
- E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe, hg. und eingeleitet von C. G. v. Maassen, 8 Bde. (unvollständig), München/Leipzig 1908–28
- Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft, Werkausgabe, hg. von W. Weischedel, Frankfurt/M. 1977, Bd. X
- Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden, hg. von H. Sembdner, München/Wien 1982, Bd. II
- Novalis (Friedrich von Hardenberg): Heinrich von Ofterdingen, hg. v. J. Hörisch, Frankfurt/M. 1982
- Ludwig Tieck: Die Märchen aus dem Phantasia, Werke in vier Bänden, hg. und mit Nachwort und Anmerkungen versehen von M. Thalmann, Bd. II, München 1978
- Friedrich Dieckmann: Hilfsmittel wider die alternde Zeit, in: Freibeuter, Nr. 20, 1984, S. 80–90
- Rolf Engelsing: Der Bürger als Leser, Stuttgart 1974
- Walter Jens: Euripides. BÜchner. Pfullingen 1964
- Günter Mühlpfordt: Radikale Aufklärung und nationale Leseorganisation, in: Lese-gesellschaften und bürgerliche Emanzipation – Ein europäischer Vergleich, hg. v. O. Dann, München 1981
- Lothar Pikulik: E. T. A. Hoffmann als Erzähler, Göttingen 1987
- Marlies Prüsener: Lese-gesellschaften im 18. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1972
- Arno Schmidt: Fouqué und seine Zeitgenossen, Frankfurt/M. 1975
- Manfred Schneider: Liebe und Betrug. Die Sprachen des Verlangens, München/Wien 1992